
Uwe Johnson

Begleitumstände

Frankfurter Vorlesungen

edition suhrkamp

SV

40 Jahre
edition suhrkamp
es 2426

Im Sommersemester 1979 hielt Uwe Johnson fünf Vorlesungen an der Universität Frankfurt am Main im Rahmen der Gastdozentur für Poetik. Absicht dieser Einrichtung ist es, »Basisinformationen« aus der Werkstatt des Schriftstellers zu vermitteln. Uwe Johnson kommt - als erster Dozent nach der Wiederaufnahme der Gastdozentur nach zehn Jahren - dieser Zielsetzung in der ihm eigenen Weise nach. Er erzählt, wie die DDR ihn zum Schriftsteller gemacht hat, er jedoch in der DDR nicht publizieren konnte und folglich nach West-Berlin umzog; welche »Aufträge« er im Westen Deutschlands zu erledigen hatte; wie die *Jahrestage* zustande kamen; kurz: nicht nur »Begleitumstände« seines Werkes werden dargelegt, sondern Uwe Johnson führt den Leser selbst ins Zentrum seiner schriftstellerischen Produktivität.

Uwe Johnson, geboren 1934 in Cammin (Pommern), dem heutigen Kamien Pomorski (Polen), starb 1984 in Sheerness-on-Sea (Kent/England).

Uwe Johnson
Begleitumstände

Frankfurter Vorlesungen

Suhrkamp

3. Auflage 2025

Erste Auflage 1980
edition suhrkamp 2426

© Suhrkamp Verlag GmbH, 1980, Berlin
In der edition suhrkamp erstmals erschienen 1980 als Band 1019.

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Druck: Libri Plureos GmbH, Hamburg

Printed in Germany
ISBN 978-3-518-12426-0

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

*Geschrieben
für Siegfried Unseld*

Inhalt

I Zwei Bilder	9
II Staatliche Beihilfen	55
III Entwöhnung von einem Arbeitsplatz	101
IV Freiberuflich	157
1. Teil	159
2. Teil	206
V Aufträge	253
1. Teil	255
2. Teil	332

I

Zwei Bilder

Poetik wird noch in den neueren Wörterbüchern der gegenwärtigen deutschen Sprache beschrieben als eine »Lehre von den literarischen Gattungen und Formen der Dichtkunst«. Dem Worte Dichtkunst geht es so, dass man ihm begegnet mit Mitleid, die Berufsbezeichnung Dichter wird auf lebende Personen selten angewandt als ein Ehrentitel, eine Tätigkeit als Dichten unbefangen beschreiben wird nur jemand, der darin das althochdeutsche »dihtôn« erkennt, das Verbum »schreiben«, das vor neunhundert Jahren an Bedeutung erweitert wurde durch das lateinische »dictare«, das sowohl »vorsagen« wie »verfassen« bedeutet. Es wird also die Rede sein vom Schreiben.

Statt einer Lehre vom Schreiben. Denn ein solches Programm verspräche sämtliche Auskünfte über eine Produktion, und überhebt sich mit dem Versprechen einer Ausbildung zum Facharbeiter. Zum anderen, die dritte Silbe des Wortes »Poetik« mag noch so technisch klingen und verwandt tun mit so genauen Disziplinen wie Arithmetik und Akustik; eher ist die Sache durch ihren Gegenstand auf die Forschung beschränkt.

Die Forschung des neunzehnten Jahrhunderts spricht von einer »machenden, schaffenden, dichtenden« Kunst und billigt ihr einige Gemeinsamkeiten mit Wissenschaften zu. So habe sie mit der Heuristik, »der wissenschaftlichen Erfindungskunst«, das erfindende Element gemein. Das wird ihr in der damaligen Auffassung von Heuristik grossen Teils wieder weggenommen, wenn die nämlich verstanden wird als die Anweisung, auf methodischem Wege Erfindungen zu machen, so dass sie folglich eins sei mit dem System des folgerichtigen Denkens oder ein Teil der angewandten Logik, auf wahre Gedanken gerichtet, statt auf ästhetische. Immerhin, mit der

Wissenschaft im allgemeinen habe die Poesie, wie sie auch genannt wird, noch gemein die Darstellung einer Gedankenwelt durch Worte, mit der Rhetorik im besonderen das Mittel der Sprache. Von der Wissenschaft trenne sie allerdings, »dass sie Darstellung einer ästhetischen (d.h. nicht für wahr ausgegebenen, obgleich innerlich wahrscheinlichen, d.h. poetisch wahren)« Gedankenwelt sei. Die Wissenschaft hingegen führe etwas vor, was sie für wahr halte, wahrer als etwas, das hierfür nur ausgegeben werde, in welchem Falle man ja sich eingelassen habe mit einer Lüge. Als Voraussetzungen für die »erfindende Kunst« sind 1890 bekannt die Kraft der Erfindung, ein rhythmisch-musikalisches Sprachmaterial, vollkommene Herrschaft über die logischen, etymologischen und grammatischen Elemente der Sprache. Auch wurde eine »poetische Stimmung« benötigt, im Hinblick auf die Erfindung belegt durch ein Zitat von Goethe, »die Lust zu fabulieren«, in Hinsicht auf die poetische Phantasie nach Schiller als »rhythmisch-musikalische« Seelenzustände. Die Einteilung der Ergebnisse kann sodann ausgehen von dem Gegenstand oder Mittel der Darstellung, also einen subjektiven oder objektiven Versuch einerseits feststellen, andererseits unterscheiden zwischen gebundener (metrischer) und ungebundener Sprache. Subjektiv, zum Beispiel, sei Lyrik, objektiv die Darstellung eines vom Verfasser getrennten Vorwurfs. Die älteste Poetik sei verfasst von Aristoteles, jedoch nur erhalten in Bruchstücken, die sich beziehen auf das Heldengedicht und die Tragödie. Es folgt die »ars poetica« des Horaz und weitere Literatur. So Meyers Allerneuestes aus Leipzig vom Jahre 1890.

Achtzig Jahre später verlautet aus Leipzig, in zwei Bänden eines Buches über die deutsche Sprache, das aus-

drücklich sich beschränkt auf »relativ gesicherte[n] Wissensstoff«, dass die Poetik weiterhin zwischen den Wissenschaften stehe, nach wie vor unadoptiert. In den fast dreissig Seiten des dreispaltig gesetzten Registers fehlt ihr Begriff überhaupt. Auf den nahezu zwölfhundert Seiten kommt er ein einziges Mal vor, als beschreibende (deskriptive) Stilkunde, im Gegensatz zur normativen. Diese Stilistik befasst sich mit dem »Studium sprachlicher Ausdrucksmöglichkeiten einer konkreten Sprache überhaupt«, sowohl mit ihren Erfolgen als ihren Risiken. Zu ihren Aufgaben gehört es, die Stileigentümlichkeiten der literarischen Gattungen herauszuarbeiten, den Stil einzelner Dichter, literarischer Schulen und Epochen zu untersuchen, und zwar nach Methoden, die sich entweder an der Psychologie des Schreibers oder an seinem Stiltyp oder mehr grundsätzlich an der Funktion des Stils orientieren. Diese Stilistik wohnt im Bereich der Sprachwissenschaft, sie übernachtet bei der Literaturwissenschaft. Für die praktische Anwendung ihrer Erkenntnisse bemüht sie die bekannten Paten:

Wir haben das unausweichliche, täglich zu erneuernde, grundernstliche Bestreben, das Wort mit dem Empfundenen, Geschauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginierten, Vernünftigen möglichst unmittelbar zusammentreffend zu erfassen. Jeder prüfe sich, und er wird finden, dass dies viel schwerer sei, als man denken möchte, denn leider sind dem Menschen die Worte gewöhnlich Surrogate; er denkt und weiss es meistens besser, als er sich ausspricht. GOETHE. Wenn man den Gedanken hat, so wählt man das Wort, welches ihn ausdrückt. Wenn wir das rechte Wort nicht wählen, so tun wir eben das, was derjenige tut,

der durch seine Miene etwas sagen will, und dem die Miene misslingt . . . KLOPSTOCK.

Nur wer Ungewöhnliches denkt, soll ungewöhnliche Ausdrücke benutzen. KARL PHILIPP MORITZ, Vorlesungen üben den Styl.

In Dingen, wo es vorzüglich auf den lebhaften Vortrag ankömmt, sollte man, nachdem Alles parat ist, was man sagen will, erst beybringen was man beybringen kan, gantz für sich, also bloss des *Beybringens* wegen; alsdann alles noch ein mal schreiben des *Weglassens* wegen. Das Erste ist das Dreschen, das zweite ist das *Sichten* und *Sieben* . . . LICHTENBERG.

Jedoch was zu lernen ist an schriftlichem Umgang mit der deutschen Sprache, wird auf den über hundert Seiten des Abschnitts Stilistik vermittelt, insbesondere brauchbar sind die Warnungen. Das Buch als Ganzes sei nachdrücklich empfohlen: »Die Deutsche Sprache, Kleine Enzyklopäde in zwei Bänden«, Volkseigener Verlag Bibliographisches Institut, Leipzig 1970. Damit ist der erste Ansatz dieser Vorlesung in die Falle gelaufen, die ihm gestellt wurde: die Aufgabe Poetik ist als Lehrbuch vorhanden, weitere Äusserungen von meiner Seite können ohne Schaden entfallen.

Es gibt einen zweiten Entwurf, den manche meiner Vorgänger glücklich ausgeführt haben, nämlich an Hand von Zitaten aus der bereits geschriebenen Literatur deren Machart, Wirkung und Bedeutung vorzuführen. Verlockende Stellen sind übrig, so die folgende:

Sie springt in den Kahn, ergreift das Ruder und stösst ab. Sie muss Gewalt brauchen, sie wiederholt den Stoss, der Kahn schwankt und gleitet eine Strecke

Seewärts. Auf dem linken Arme das Kind, in der linken Hand das Buch, in der rechten das Ruder, schwankt auch sie und fällt in den Kahn. Das Ruder entfährt ihr, nach der einen Seite, und wie sie sich erhalten will, Kind und Buch, nach der anderen, alles ins Wasser. Sie ergreift noch des Kindes Gewand; aber ihre unbequeme Lage hindert sie selbst am Aufstehen. Die freye rechte Hand ist nicht hinreichend sich umzuwenden, sich aufzurichten; endlich gelingt's, sie zieht das Kind aus dem Wasser, aber seine Augen sind geschlossen, es hat aufgehört zu athmen.

(J. W. Goethe, *Die Wahlverwandtschaften*, 1. Band: Text. Akademie-Verlag, Berlin 1963, p. 250.)

Eine Untersuchung des Unglücks muss ihr Augenmerk vor allem richten auf das Faktum, dass das Boot an diesem Tage lediglich mit einem Ruder versehen ist, statt mit zweien, wie bei einer früheren Benutzung des Fahrzeugs (a.a.O., p. 95) nachgewiesen. Leider versäumt die Erzählung die Avenue einer kriminalistischen Aufklärung zur Gänze, taub für die Frage, wer unter den am Buche beteiligten Personen sich anbietet für den Verdacht, sie oder er habe das zweite Ruder versteckt oder entfernt, mit der Absicht einer Sabotage im Sinn oder um sich einen (rechtswidrigen) Vermögensvorteil zu verschaffen; für unter ihrem Range stehende Chargen dürfte etwa eine Verletzung von Dienstpflichten angenommen werden. Wenn der Verfasser verzichtet auf die Erörterung einer Mit- oder Hilfsschuld, mag er der Täterin die alleinige umso tiefer haben einprägen wollen. Wie immer, nach einhundertsechzig Jahren sind die Spuren verwischt; dem Leser bleibt nur, sich zu halten an die gegebene Darstellung:

Nachdem die Dame an Bord gegangen ist, lässt ein Komma sie innehalten. Ausdrücklich steht das markante Interpunktionszeichen für die Pause, in der sie den Zustand der Boots-ausrüstung wahrnimmt und gleichwohl sich entschliesst, damit vorlieb zu nehmen – es ist das einzelne Ruder, das sie zur Hand nimmt, mit dem sie den Kahn abstösst. Sofern ihr vorschwebte, es seitlich zu gebrauchen, so stand ihrem Gefährt eine andauernde Kreisbewegung in Linksrichtung bevor; nur durch einen Zufall hätte sie landen dürfen am gewünschten Ufer. Die Landschaft, die diesen See umgibt, gemahnt eher an Thüringen als an norddeutsche Gewässergegenden, in denen das Wriggen bekannt ist, nämlich das Vorantreiben eines Ruderbootes vermittels nur eines Riemens, der dazu in einer auf dem Achtersteven befestigten Dolle bewegt wird. Wer das können will, muss standfest sein und wird es vermeiden, sein Gleichgewicht durch eine obendrein lebendige Sache zu belasten. Ähnlich, in des Mädchens Verfassung noch mühseliger, verhält es sich bei der Fortbewegung des Kahns durch Staken, immer vorausgesetzt, das Gewässer sei dafür flach genug gewesen. Die Annahme verwirft sich, da in oder aus geringer Wassertiefe eine Rettung des Kindes leicht gewesen wäre. Es ist vor allem das starrsinnige Festhalten der Kindeshüterin an dem Buch, das auf den Unfall zuführt, so dass der teilnehmende Betrachter zu ihrer Entlastung vorbringen möchte, das Druckwerk sei womöglich ein eminent verdienstliches gewesen, oder unersetzbar, eine Bibel, oder die »Beyträge zur Optik II« in der Erstausgabe von 1791, jeden Falles bewahrenswerter als ein kindliches Leben. Ganz verkehrt geraten! Es wird beiläufig eingeführt, sogar ohne einen Titel, lediglich als

eins von denen die ein zartes Gemüth an sich ziehen
und nicht wieder los lassen.
(Goethe, a.a.O., p. 247)

In Würdigung aller Gründe, zumal der Eile, wie sie geboten war durch der rechtmässigen Mutter »ungeduldiges Harren nach dem Kinde«, ergibt sich dennoch ein ernstes Verlangen an die Bootsführerin, wenigstens vorläufig das Buch fahren zu lassen und sodann den Knaben, denn ein solcher ist es, sicher abzulegen. Jedoch verschliesst sich der Verfasser dem Notschrei, da er die Notlage benötigt. Wer noch anmerken möchte, es sei doch nunmehr Otiliens – denn dies ist ihr Name – linke Hand auch »frei« gewesen, wird im nächsten Satze vorsorglich abgefangen mit der Auskunft: erst in diesem Augenblick sei ihre ganze Besonnenheit zurückgekehrt. Auswege und Vorkehrungen zur Sicherheit gehen dem Regisseur und Autor der Szene gegen den Strich und seine Entschlossenheit, an dieser Stelle einen Eingriff des Schicksals herbeizuführen, und notwendig muss es zu dem Unfall kommen genau so, wie er es verständnisvoll und unausweichlich vor uns ausbreitet.

Da er jedoch sich besser auskennt in anderen als nautischen Bereichen, steht nach siebzehn Dekaden unbeschädigt der letzte Absatz seines Buches:

So ruhen die Liebenden neben einander. Friede schwebt über ihrer Stätte, verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es seyn, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen.
(Goethe, a.a.O., p. 288)

»So«, das ist die kräftige Zusammenfassung eines Endes, dem ein Begräbnis und notarielle Erklärungen vorangegangen sind. Das Präsens, »die Liebenden«, trotz ihrem abgeschiedenen Zustand, dem schliesslich ein Futurum, eine Zukunft versprochen werden. Dieser Schreiber hat noch gewusst, dass in »einander« die Beziehung zweier Personen enthalten ist, und er bewahrt sie durch die Trennung von dem blossen Verhältniswort »neben«. Wenn über der Stätte der Liebenden »Friede schwebt«, so würde er ausserhalb dieses Buches nur kurze Zeit überleben, aber die »Stätte« hat gehalten, als die bleibende Statt, die die Bibel dem Menschen verweigert, und als der Ort, der ihm bestimmt ist: die Grabstätte. »Verwandte Engelsbilder« sind Skulpturen, deren vertraute, wissende Antlitze und Mienen die Erwachten begrüssen sollen, damit keine Fremde dann sie schreckt. Der letzte Satz, selbst »ein freundlicher Augenblick«, stärkt sich aus zwei Zuversichten, der auf die Zukunft und der auf die angemessene Verwendung des Adjektivs, in dem ja ausser entgegenkommenden Manieren auch das Verhalten des Freundes bewusst ist, demnach »dereinst« Verhältnisse zu einem Zeitpunkt, der dem Menschen ein Freund ist. Der Raum, den die Gefängnisverwaltungen in Sachsen nach 1945 ihren Insassen für brieflichen Verkehr mit der Aussenwelt belassen, war streng bemessen, und dennoch hat ein Verurteilter gerade diesen Raum greifenden Satz geschrieben bekommen, als eine Mitteilung und Vorhersage: und welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn *wir* dereinst wieder zusammen erwachen. Die Zensur liess den Satz als unverdächtiges Deutsch passieren, und so hatte er noch diesen Test bestanden.

In einem anderen Buch werden schon auf der vier-

zehnten Druckseite die beiden Leute zusammengebracht, deren Liebesgeschichte im Italien des Ersten Weltkriegs so überhand nimmt, dass die Erzählung leider den Krieg vergisst. Sie ist eine britische Krankenschwester, er ein amerikanischer Ambulanzchauffeur. Ein Freund, nachdem zwei Stregas zur Brust genommen wurden, führt ihn ein:

Das Britische Krankenhaus war eine grosse Villa, die die Deutschen vor dem Krieg gebaut hatten. Miss Barkley war im Garten, mit einer anderen Schwester. Wir sahen ihre weissen Uniformen zwischen den Bäumen und gingen auf sie zu. Rinaldi salutierte. Ich salutierte auch, aber mehr zurückhaltend.

»Guten Tag« sagte Miss Barkley. »Sie sind kein Italiener, oder?«

»Oh nein.«

Rinaldi unterhielt sich mit der anderen Schwester. Sie lachten.

»Wie sonderbar – dass Sie in der italienischen Armee sind.«

»Es ist nicht die richtige Armee. Ich bin bloss bei den Sankas.«

»Es ist trotzdem sehr sonderbar. Warum haben Sie das getan?«

»Weiss nicht« sagte ich. »Es gibt nicht immer für alles eine Erklärung.«

»Wirklich nicht? Ich bin erzogen zu dem Glauben, dass es sie gibt.«

»Wie schön.«

»Müssen wir in einem fort so reden?« [sagt sie]

»Nein« sagte ich.

»Da bin ich aber erleichtert. Sie auch?«